

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 21

Gießen, Freitag den 29. Mai 1914.

6. Jahrgang

Die Gewährung von Stillprämien aus Gemeindemitteln.

Seit uns die Statistik einen auffälligen Rückgang der Zahl der Geburten zeigt, hat die Säuglingsfürsorge eine größere Beachtung und einen größeren Umfang gewonnen. Bietet ja auch ein wirklicher Mutterschafts- und Kleinkinderschutz ein ausgiebiges Mittel zur Bekämpfung der Abnahme der Bevölkerung. Allein durch die Verminderung der Säuglingssterblichkeit auf das natürliche Maß wird einer Entvölkerung vorgebeugt. Man hat eine Reihe von Institutionen ins Leben gerufen, um das Interesse für diese Bestrebungen zu fördern: eine deutsche Vereinigung für Säuglingsfürsorge, regelmäßige Kongresse für Säuglingschutz, in den einzelnen Bundesstaaten, wie Preußen und Bayern, Zentralstellen und Landeskonferenzen für Säuglingschutz zc.

Ein anerkannt wirksames Mittel auf dem Gebiete des Säuglingsschutzes ist die Förderung des Selbststillens der Säuglinge durch ihre Mutter. Da meist wirtschaftliche Gründe das Selbststillen eingeschränkt haben, ist man dazu gekommen, durch Stillunterstützungen und Stillprämien das Stillen wieder zu fördern.

Alle die erwähnten Institutionen zur Förderung der Säuglingsfürsorge haben in ihrer Propaganda ebenfalls immer großen Wert auf die Stillbeihilfen gelegt. Namentlich sind wiederholt die Gemeinden darum angegangen worden, solche Beihilfen aus den öffentlichen Mitteln zu gewähren. Die Tätigkeit ist auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Zur Zeit werden in 350 deutschen Gemeinden Stillbeihilfen in irgend einer Form gewährt. 165 Gemeinden gewähren Stillprämien in Geld. Die Form ihrer Verteilung ist außerordentlich verschieden. Zuweilen wird die Prämie nur in einem einzigen Geldebtrag, zuweilen in gleichbleibenden wöchentlichen oder monatlichen Raten verabreicht. Mitunter steigt oder fällt auch die Prämie mit der zunehmenden Dauer der Stillzeit. Im Durchschnitt wird die laufende Stillprämie ein Vierteljahr lang gewährt. Vielfach wird nach einem weiteren Viertel- oder Halbjahr oder noch später eine Schlussprämie ausbezahlt. Häufig beginnt die Prämie erst einige Wochen nach der Geburt, vereinzelt wird sie im Sommer höher bemessen wie im Winter, oder sie gelangt im Sommer nur zur Verteilung. Im Durchschnitt mag die Höhe der Prämie etwa 2 Mk. bis 2,50 Mk. wöchentlich betragen. In Schöneberg erhalten diejenigen Frauen, die länger als 7 Monate die Brust geben, auf den Namen des Kindes ein Sparkassenbuch ausgestellt. Die Eintragungen erfolgen, bis das Kind das erste Lebensjahr vollendet. Das Buch wird der Mutter ausgehändigt, wenn das Kind 2 Jahre alt geworden ist.

Die andere Form der Unterstützung an stillende Mütter ist die Stillbeihilfe in Naturalien. Sie wird in 185 Gemeinden Deutschlands gewährt. In den meisten Fällen wird direkt die Milch gewährt, in der Regel 1 Liter pro Tag auf die Dauer eines Vierteljahres. Die Milch wird meist in „Milchflüchen“ bereitet und abgegeben. In großen Orten sind Abgabestellen in den einzelnen Stadtteilen eingerichtet; Hamburg zählt deren z. B. 30, Charlottenburg 3 usw. Manche Gemeinden gewähren daneben auch noch Nahrungsmittel. So gewährt Bosen Wöchnerinnenkost, Landsberg a. L. und

Obligs Stärkungsmittel zur Förderung der Milchzeugung. Wiesbaden zu demselben Zwecke „Lactogol“ usw. Charlottenburg gewährt auch bedürftigen Schwangeren eine Vorer-nährung zur Stärkung.

Die meisten der in Frage kommenden Gemeinden besitzen eine Säuglingsfürsorge- oder Mutterberatungsstelle und verpflichten die Empfänger der Unterstützungen, diese Stellen zu besuchen. Hier findet die Kontrolle statt, ob die Mutter wirklich stillt, hier erhält auch die Mutter die nötigen Aufklärungen für die Pflege des Kindes. Wo die genannten Beratungsstellen nicht vorhanden sind, wird die Kontrolle der Mütter meist von „Aufsichtsdamen“ ausgeübt. In 15 Gemeinden Deutschlands gibt es auch Stillstuben, die großen Fabriken angegliedert sind. In einer Anzahl Gemeinden (z. B. Brandenburg a. S., Crefeld, Pirna usw.) sind die Hebammen verpflichtet, jeden Fall des Nichtstillens dem Kreisarzt anzuzeigen. In vielen Orten (z. B. Bremen, Buns-lau, Dresden usw.) erhalten die Hebammen Prämien, wenn ein großer Teil ihrer Wöchnerinnen selbst stillt. In Strassburg i. E. besteht eine Kinderheilstätte.

Von den Gemeinden geben (nach der Zeitschrift für Säuglingschutz) 248 ihre Aufwendungen für die Stillbeihilfen mit zusammen 708 700 Mk. pro Jahr an. Sie betonen ausdrücklich, daß sie die Stillbeihilfen nicht als Armenunterstützung anfreiden und ihr Bezug nicht den Verlust irgend welcher Bürgerrechte nach sich zieht. In bezug auf die absolute Höhe dieser Ausgaben steht Berlin mit rund 180 000 Mk. obenan. Vielfach wird die Fürsorge nicht wie es sein sollte von der Gemeinde als solcher durchgeführt, sondern von privaten Wohltätigkeitsvereinen, an die aus Gemeindemitteln Zuschüsse gewährt werden. Die Gemeindeverwaltungen sträuben sich mitunter aus „prinzipiellen“ Gründen, solche „sozialistischen“ Einrichtungen zu betreiben.

Es liegt mit an den Frauen, die Einrichtungen auch so weit wie möglich in Anspruch zu nehmen und auf weitere Schaffung solcher zu drängen. Das bietet eine Gewähr für ihre weitere Ausgestaltung, die nur eintritt, wenn sich die bisherigen Einrichtungen als viel zu unzureichend erweisen.

Wieder ein neues Volksnahrungsmittel.

Unter den Versuchen, die heutige Lebensmittelteuerung durch die Erstellung wohlfeilerer, aber in Bezug auf den Nährgehalt hochwertiger Ersatzpräparate zu bekämpfen, verdient derjenige besondere Beachtung, der die bisher nur als Viehfutter verwandten Delaprekluchen für die menschliche Ernährung geeignet machen will. Bei dem Auspressen von Delfamen wie Baumwoll-, Leinfamen, Erdnüssen, Kofosternen usw. bleiben noch ziemlich stark fetthaltige Pressrückstände, die man früher als wertlos wegwarf, jetzt aber als Viehfutter verwendet. Diese Pressrückstände haben einen außerordentlich hohen Nährwert — enthalten sie doch neben dem Fett einen sehr hohen Prozentsatz an verdaulichem Eiweiß — aber sie werden im allgemeinen nicht gern von den Tieren genommen, da das Del bald ranzig wird und dann bitter und trübend schmeckt. Auch bekommt das Fleisch des Mastgeflügels bei Fütterung mit solchen Kuchen leicht einen traurigen Beigeschmack. Ein Herausziehen des Fettes durch Äther oder Benzin hat, abgesehen von den Kosten, und der Feuergefährlichkeit, noch den Nachteil, daß es den Geschmack noch mehr verdirbt.

Nun hat Prof. Dr. Viktor Grafe ein Verfahren entdeckt, mittels dessen bei sehr geringen Aufkosten die Rückstände der Delgewinnung so verarbeitet werden können, daß sie ein vollkommen geruch- und geschmackloses, absolut fettfreies Produkt bilden. Er berichtet darüber im Prometheus. Als Ausgangspunkt nahm er Sesamkuchen,

Der bei einem Preise von 13 Mark pro 100 Kilogramm, also 7 Pfg. pro Pfund, 9—15 Prozent Fett, 34—40 Prozent Eiweiß und 8—9 Prozent Rohfaser, sowie etwa 20 Prozent Extraktstoffe wie Gummi, Schleim usw. enthält. Die Rohfaser besteht aus ganz dünnen Häutchen, die im tierischen Magen leicht verdaulich sind. Um dem Produkt das Fett zu entziehen, kocht Grafe es zunächst einige Stunden mit 8 Prozent Soda auf. Die Verseifung des Fettes durch die Soda geht hierbei schnell und vollkommen von statten. Danach wird die Masse ausgepresst und gewaschen und enthält nunmehr keine Spur von Fett mehr. Eine vollkommene Geruchs- und Geschmackslosigkeit wird durch nochmaliges Auskochen mit einem Mittel erreicht, dessen Charakter einweisen noch von Prof. Grafe geheim gehalten wird, weil die Patentierung abgewartet werden soll. Von diesem Mittel, das hygienisch absolut einwandfrei sein soll, werden einige Hundertstel Gramm pro Kilo zugesetzt.

Was nun herauskommt, ist ein weißes, geruch- und geschmackloses Präparat, das nach dem Trocknen etwas zur Hälfte aus Eiweiß besteht. Bedenkt man, daß bei dem eiweißhaltigsten Nahrungsmittel, das wir kennen, dem Fleisch, der Eiweißgehalt nur 25 Prozent der Trockensubstanz oder 5 Prozent des Frischgewichtes ausmacht, so werden wir begreifen, daß wir hier ein Nährprodukt von höchstem Wert und höchster Ergiebigkeit vor uns haben. Freilich muß es erst mit anderen Nahrungsmitteln, resp. Gewürzen verarbeitet werden, um eine dem menschlichen Gaumen zuzugende Nahrung darzustellen. Grafe teilt mit, daß es ihm gelungen ist, durch Weizen mit der von den Fleischern weggeworfenen Seltscherbrühe und durch Zusatz von Blut das Präparat zu einem wohlschmeckenden Würstfäule zu machen. Ebenso kann es als Zusatz zu Würstfäule benutzt oder durch Zusatz von Gelatine und verschiedenen Gewürzen zu Speisen verarbeitet werden. Wird es zur Hälfte mit Mehl vermischt, so liefert es ein hoch eiweißhaltiges Meuronatbrot. Ein großer Vorteil dabei ist, daß das Produkt in getrocknetem und gemahlenem Zustande unbegrenzt haltbar ist, weshalb es sich besonders zur Versorgung des Militärs oder zur Einführung in die Tropen eignet.

Aus der durch das Soda gewonnenen Seifenlösung kann entweder Delfeife hergestellt werden oder das in ihr mitgelöste Eiweiß (etwa 25 Prozent des Gesamthaltens) kann nach Fällung des Fettes durch verdünnte Mineralsäuren zu einem reinen Eiweißpräparat verarbeitet werden, das sich wesentlich billiger im Preise stellen würde, als die bis jetzt bekannten Eiweißpräparate wie Sennatogen, Somatose, Tropen usw. Das ganze Verfahren ist jedenfalls äußerst einfach und beansprucht nur eine geringe, wenig kostspielige Apparatur.

Nationalität und Kinderreichtum.

Die Erörterungen über den Geburtenrückgang haben sich in einer bestimmten Abzweigung auf die Frage zugespitzt, ob die germanischen oder die slavischen Volksgruppen kinderreicher seien. In Preußen sind nach dieser Richtung hin bei der allgemeinen Volkszählung vom 1. Dezember 1910 Erhebungen angestellt worden, deren Resultat aus 6 ostelbischen Regierungsbezirken nun im 11. Bande (1914) des Statistischen Jahrbuchs für den Preussischen Staat veröffentlicht werden. Ergriffen sind die Regierungsbezirke Allenstein, Danzig, Marienwerder, Posen, Bromberg und Oppeln. Die befragten Frauen sind nach ihrer Nationalität (Deutsch oder polnisch) und nach der Zahl der geborenen Kinder gruppiert. Schon ein oberflächlicher Ueberblick der Zahlenkolonnen zeigt eine hervorragende Fruchtbarkeit der polnischen Frauen. Zunächst ist einmal die Zahl der kinderlosen polnischen Frauen (verheiratete, verwitwete und geschiedene) geringer wie die der deutschen. Im Reg.-Bez. Allenstein hatten von den 50 438 deutschen Frauen 3417 (6—7 Prozent), dagegen von den 16 808 polnischen Frauen nur 737 (4—5 Prozent) keine Kinder. Dasselbe Verhältnis kehrt wieder im Reg.-Bezirk Oppeln, wo von den deutschen Frauen 7—8 Prozent, von den polnischen 5—6 Prozent kinderlos waren. Allenstein hat eine überwiegend landwirtschaftlich, Oppeln eine meist industriell tätige Bevölkerung. Die Kinderzahl ist hier also relativ gleich groß, was das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen betrifft; hinsichtlich des Erwerbszweiges aber steht die Industriebevölkerung beider Nationalitäten ungünstiger da. Doch gilt dies für den Kinderreichtum nicht durchweg. Unter der städtischen Bevölkerung im Reg.-Bez. Posen, einem vorwiegend kleingewerblichen und landwirtschaftlichen Gebiet, hatten von je 100 deutschen Frauen 8—9, von je 100 polnischen Frauen 13—14 nicht weniger als jede 7—9 Kinder geboren. Also tritt auch in der absoluten Zahl der Kinder pro Mutter die polnische Nationalität erheblich stärker hervor. Im selben Reg.-Bez. geboren von je 100 Frauen der ländlichen Bevölkerung 12—13 jede 7—9 Kinder; hingegen hatten hier 19—20 Prozent der polnischen Frauen diese hohe Kinder-

zahl. Demnach ist die landwirtschaftliche Bevölkerung beider Nationen kinderreicher als die städtische.

Ein günstigeres Bild zeigt die städtische Bevölkerung in dem industriellen Reg.-Bez. Oppeln: Wir finden hier unter je 100 deutschen Frauen 9—10 mit je 7—9 Kindern und unter den polnischen Frauen sogar 18—19 Prozent. Es erklärt sich dieser große Kinderreichtum durch das Zusammenströmen besonders großer Mengen von Menschen im kräftigsten Alter in den Großindustriebezirken. Unzweifelhaft hat die besprochene Erhebung die größere Fruchtbarkeit der polnischen Mütter festgestellt.

Aber die Medaille hat auch ihre Rehrseite. Der höheren Geburtenziffer steht eine über den Staatsdurchschnitt hinausgehende Säuglingssterblichkeit gegenüber. Hierfür liegt als neueste die preussische Zählung von 1911 und 1912 vor, die allerdings die Gestorbenen nicht nach der Nationalität trennt, aber doch zur Ergänzung des Vorhergesagten dienlich ist. Im Staatsdurchschnitt starben von je 1000 Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre überhaupt 167, in den Städten Posen 184, Beuthen 199, Königshütte 221, in dem Reg.-Bez. Allenstein 171, Marienwerder 198, Danzig 203, Bromberg 199, Posen 168, Oppeln 189. Die Städte und Regierungsbezirke mit starker oder gar überwiegender polnischer Bevölkerung haben eine übernormale Säuglingssterblichkeit. Dadurch wird die höhere Geburtenziffer zum Teil wieder ausgeglichen.

Walffischtran und Kunstspeisefett.

Von Dr. A. Hasterlik.

Wer von uns erinnert sich nicht mit wehmütiger Freude an den ersten naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht, der uns an der Hand herzlich schlechter Holzschmitte und grell bemalter Farbtafeln die ersten Kenntnisse unserer Meerwelt vermitteln sollte! Durch keines dieser Bilder wurde unsere Phantasie stärker angeregt als durch jenes, dessen ganze Fläche ein schwarzes, schwanzspitzendes Ungetüm zeigte, das einen Strahl schäumenden Wassers bis zur Decke des Schulsaales emporzuschleudern schien. Wie gerne wären wir neben dem Manne gestanden, der mit einem nicht nachzunehmenden kraftvollen Gesichtsausdruck die Harpune gegen das Tier schleuderte. Jungen von heute bekommen völlig andere naturgetreue Bilder zu sehen; die Zeit der handgeschleuderten Harpune ist überdies längst vorbei, sei Sven Höcen keine Granatharpune zum Schießen der Wale im Meere erfand. Mit dieser Erfindung und der Ausgestaltung unserer Dampfschiffahrt hat auch der Walffischfang andere Formen angenommen. Den Walffischfang betreiben heute namentlich Amerikaner und Norweger, und insbesondere in Norwegen hat in den letzten 10 Jahren dieser Erwerbszweig eine große wirtschaftliche Bedeutung erlangt, seit etwa 57 Fanggesellschaften mit einem Kapital von über einer halben Milliarde Kronen daran beteiligt sind. Seit 1902 hat Norwegen ein neues Walffischgesetz erlassen, das jeden Fang längs der norwegischen Küste verbietet, um an diesen Stellen die etwa noch vorhandenen Wale zu schützen und ihre Entwicklung zu fördern. Die gegenwärtigen Fanggebiete umfassen eine Strecke von ungefähr 10 Grad nördlicher Breite bis 67 Grad südlicher Breite. Der Fang geht auf Zahn- und Bartwale und bezweckt neben der Gewinnung des Specks, der in der Walffischfängerprache Blubber heißt, und von dem ein richtiger Blauwal bis 20 000 Kilo liefert, die Einbringung des Fischbeins, das in der Bekleidungsindustrie eine wichtige Rolle spielt und hoch im Preise steht, sowie des im Magen des Pottwals vorkommenden merkwürdigen Stoffes, Ambra genannt, der vermutlich ein krankhaftes Produkt der Verdauungswege — ähnlich den Gallensteinen — dieses Tieres vorstellt. Der Preis der Ambra, die in der Parfümerieerzeugung viel verwendet wird, ist ein recht hoher, — er beträgt gegenwärtig pro Kilo 2000 Kronen und ein glücklicher Fang kann Mengen an Ambra bis 350 Kilo bringen. Das Fleisch und die Knochen der Wale dienen, nachdem sie völlig entfettet sind, als Düngemittel.

Im Jahre 1911 wurden, wie einem Berichte von Offerdahl in Larvik zu entnehmen ist, allein 20 890 Wale geschossen, sie lieferten 626 700 Fass Tran im Werte von 33 866 280 Kronen, für Ambra wurden 900 000 Kronen, für Fischbein 100 000, für Düngemittel 774 850 Kronen erzielt; die Bruttoeinnahme betrug sonach 36 541 130 Kronen. Im Jahre 1905 betrug nach englischer Statistik die Weltproduktion an Waltran 3 Millionen Gallonen (1 Gallone = 4,54 Liter) wovon 900 000 Gallonen auf Norwegen, 750 000 Gallonen auf die Vereinigten Staaten, der Rest auf Rußland, Schottland, Neuseeland, Japan und andere Länder entfiel.

Der Waltran hat bis jetzt nur in solchen Industrien Verwendung finden können, in denen sein Fischgeruch, der von stickstoffhaltigen Körpern sogenannten Phonicinen herrührt, nicht störend wirkte. Selbst die Seifenindustrie hat ihn für ihre feineren Produkte nur ungern aufgenommen; dagegen fand das aus Waltran hergestellte Glycerin in der Sprengstoffindustrie Verwendung. Die Ursache dieses Geruches lag sowohl in der langen Dauer des Transportes vom Fang an bis zur Fettschmelze, während welcher sich diese

Verweisungsgerichte bildeten, als auch in den mangelhaften Schmelzvorrichtungen selbst. Diese Verhältnisse haben sich nun geändert; das Schlachten und Bearbeiten der Tiere erfolgt nur in seltenen Fällen auf den Schiffen selbst, sondern in eigenen, auf dem Festlande befindlichen, gut eingerichteten Fettmelzereien; auch ist die Fahrtdauer auf den Dampfschiffen eine wesentlich kürzere, als die der früheren Segler. Ueberdies ermöglicht das in den letzten Jahren mit großem Erfolge durchgeführte Verfahren der Fetthärtung, sowohl eine Veränderung in der Konsistenz, als auch hinsichtlich des Geruches. Gehärteter Waltran ist nicht schmelzweich, sondern hart wie Hammeltalg und nahezu geruchlos. Man glaubt daher, in ihm ein willkommeneres Rohprodukt der Kunstfettfabrikation gefunden zu haben. Diese einseitige Hoffnung hat jedoch bei den Kunstfettfabrikanten nicht nur keine Gegenliebe, sondern eine vollständige Ablehnung erfahren. Sie machen — nicht mit Unrecht — geltend, daß ein Produkt eines derartigen Ursprungs im großen Publikum auf Widerstand stoßen müsse. Diese Ablehnung ist auch aus Gründen des Naturschutzes zu begründen, denn schon jetzt hat der Walbestand der Ozeane stark nachgelassen, und nur durch Gesetze, wie das eingangs erwähnte norwegische, kann einer völligen Ausrottung dieser Riesen des Meeres durch rücksichtslosen Spekulationsfang vorgebeugt werden.

Soziale Lage und Gewicht der Neugeborenen.

Für die Frage, ob und in welchem Maße die soziale Lage der Mütter das Gewicht der von ihnen zur Welt gebrachten Kinder beeinflusst, lagen bis jetzt nur ungenügende Untersuchungen vor. Höchstens war festgestellt, daß von Frauen, die bis zum letzten Augenblick erwerbstätig waren, leichtere Kinder geboren wurden, als von solchen, die sich vor der Entbindung eine gewisse Schonzeit hatten gönnen können. Jetzt hat E. Peller an der Hand eines sehr umfangreichen Materials, das 5487 Neugeborene umfaßt, die Frage nach dem Einfluß der sozialen Stellung der Mutter auf das Gewicht der Neugeborenen untersucht und ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß die Kinder reicher und den höheren Ständen angehörender Eltern bei der Geburt ein beträchtliches Mehrgewicht aufweisen gegenüber den Kindern, die den unteren Volksschichten entstammen. Peller hat über seine Untersuchungen in der Umschau berichtet.

Das von ihm untersuchte Kindermaterial war entweder im Sanatorium (Wohlhabende) oder in der Klinik (Unbemittelte) zur Welt gekommen. Die Klinikinder teilt er noch einmal in drei Gruppen: 1. eheliche Kinder, 2. uneheliche Kinder, deren Mütter erst kurz vor der Entbindung aufgenommen wurden, 3. uneheliche Kinder, deren Mütter längere Zeit, mindestens aber 8 Tage vor der Entbindung die Anstalt aufsuchten (sogen. Hauschwangere). Das Resultat ist folgendes:

Klinik	Erstgeborene		Zweitgeborene	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
Ledigen Nichthauschwangeren	3216	3108	3330	3215
Verheirateten	3108	3141	3428	3291
Ledigen Hauschwangeren	3334	3234	3475	3331
Sanatorium	3377	3239	3494	3305

Die Ergebnisse sind hochinteressant. Die niedrigsten Gewichte zeigen die Kinder der ledigen Nichthauschwangeren, also von Frauen, die meist ohne jede Schonung und Pflöge sind und während der Schwangerschaft schwer arbeiten müssen. Ihnen am nächsten stehen die Kinder der Verheirateten aus den ärmeren Ständen, die in der Klinik entbinden. Von den Klinikindern haben das höchste Gewicht die der ledigen Hauschwangeren, die wenigstens die letzte Schwangerschaftsperiode hindurch eine bessere Pflege und Ernährung genossen haben. Alle diese Gruppen aber werden überragt von den Kindern der in Sanatorien niederkommenden wohlhabenden Frauen.

Auch ein Vergleich der Länge der Neugeborenen zeigt dieselben Unterschiede. Es hatten beispielsweise erstgeborene Knaben eine Länge von 49,9 Zentimeter bei den unehelichen Nichthauschwangeren, von 50,5 Zentimeter bei den Verheirateten, die in der Klinik entbanden, von 50,4 Zentimeter bei den ledigen Hauschwangeren und von 51,2 Zentimeter bei den in Sanatorien Entbindenden. Die Untersuchungen Pellers füllen eine bemerkbare Lücke in der sozialmedizinischen Wissenschaft aus; sie zeigen mit aller Deutlichkeit die Notwendigkeit und den Wert eines höheren Schwangerschafts-

Kauk.

Von S. J. Uspenski.

Nach dem Tode des verwitweten Kürschners Juras blieb ein Sohn zurück, ein kränklicher, zwölfjähriger Knabe, der wegen seines beständigen Kränkeltums nicht einmal das Handwerk seines Vaters erlernt hatte. Die Verwandten hatten sofort nach dem Tode des Vaters unter seinem Kopfkissen gesucht und dort das entdeckt, was der Vater für seinen arbeitsunfähigen Sohn zurückgelegt hatte. Sie wurden sogleich von besonderer Zärtlichkeit zu diesem Sohn erfüllt und hielten es für unmöglich, ihn ohne „Fürsorge“ zu lassen. Im Kampf um den verwaisten Knaben, der nun unter den Verwandten entbrannte, trug der Handwerker Kotelnikow dank seiner Eberstohzhähne und den zentnerschweren Häuten den Sieg davon. Der Waisenknabe bekam seinen Platz auf der Britsche in der Küche, wurde mit einer baumwollenen Krantenhanschose bekleidet in die Küche geführt und während Kotelnikow gemächlich seinen Tee hinuntertrank, zu dem ihm das Geld des verstorbenen Juras verhoffen hatte, erzählte er von den Sorgen und Ausgaben, die ihm der Verwaiste verursachte. Der Knabe blieb vier Jahre auf der Britsche liegen und wurde ein langer, magerer, sechzehnjähriger Bursche, nachdenklich, still, mit hellblauen Augen und fast weißen Haaren. Während seines vierjährigen Liegens hatte er das ABC-Buch, das ihm für fünf Kopfen gekauft worden war, gelernt, kannte alle Gebete, Aabeln und Sprüche, die darin standen, auswendig. Das Lesen wurde für ihn etwas ganz anderes als für die Menschen seiner Umgebung. Es wurde ihm zu solcher Leidenschaft, daß er sich entschloß, an seinen Vormund mit der Bitte heranzugehen, ihm ein Buch zu kaufen. Der Vormund hatte ein Einsehen und kaufte ihm ein Buch. Der Waisenknabe las es mit atemloser Spannung, unfähig, sich von den zauberischen Mähten loszureißen. Das Buch hieß: „Die Reise des Kapitäns Cook, ausgeführt von den englischen Schiffen „Revolution“ und „Adventure“. Alisan (so hieß der Waisenknabe) vergaß Schlaf und Speise und las hunderte Male immer wieder das Buch. Kapitän Cook fesselte ihn immer mehr und nahm endlich von Alisans Herz und Kopf gänzlich Besitz. In der Nacht phantasierte er und rief fortwährend Worte aus der Seemannssprache; er flog mit seiner Britsche in die Höhe bei Schiffsbrüchen und versetzte die Familie seines Vormunds in tödliche Angst. Kotelnikow mußte diesen Wahnsinn in eigener Weise aus.

„Höre mal, Alisan,“ sagte er eines Tages zu dem Waisenknaben, „du bist als Waise zurückgeblieben; ich nahm mich deiner an, ich kein wohl sagen mit letzter Anstrengung meiner Kräfte; die sechs Jahre hast du mich, gering gerechnet, jährlich an die hundert Rubel gekostet. Ist's nicht so?“

„Aber ich will mein Leben lang Ihnen Hände und Füße . . .“

„Warte! Zum zweiten habe ich nicht gezeitigt, um dir in jeder Weise mein Wohlwollen zu zeigen und dir Vergnügen zu verschaffen. So habe ich dir zum Beispiel auch ein Buch gekauft . . .“

„Ach!“ rief Alisan entzückt.

„Warte! . . . Also! . . . O! Du warst beim Lesen des Buches bald närrisch vor Freude, hast du aber nachgedacht, ob es mir leicht wurde, dir es anzuschaffen, dieses Buch? . . . Folglich habe ich mich bis zum letzten Atem für dich veransagt . . . Weil ich aber vom lieben Vergott ein gutes Herz bekommen habe, so bemähe ich mich nur deswegen, um für meine Opfer ins Himmelreich zu kommen. Von dir verlange ich für meine Wohlthaten nichts. Nach Kraft und Möglichkeit sollst du mir im Kleinen entgelten. Und so habe ich für dich eine deiner Kränklichkeit angemessene Beschäftigung gefunden, damit du eine Lebensart für dein Durchkommen hast.“

Den letzten Satz hat Kotelnikow aus dem Vortrage einer alten Frau entlehnt, die sich im Orte herumtrieb und die mit diesen Worten, die sie ihrerseits aus irgend einer Bittschrift entnommen hatte, die Leute anbettelte.

Bald darauf trat Alisan den ihm von Kotelnikow zugeordneten Dienst an. Ueber seiner Schulter hing auf einem dünnen Riemen ein kleiner Kasten, der mit Aabeln, Stednabeln, Haken, Waschlügen und dergleichen für das weibliche Geschlecht unentbehrlichen Kleinigkeiten angefüllt war. Alisans Pflichten bestanden darin, den ganzen Tag durch die Straßen und von Haus zu Haus zu wandern, was ihm einen täglichen Verdienst von höchstens anderthalb Groschen einbrachte. Diese anderthalb Groschen nahm ihm Kotelnikow jedesmal ab, zur Aufbewahrung.

„Bei mir ist es besser aufgehoben,“ meinte er.

Alisan glaubte fest daran. Das Buch und der Kapitän Cook verließen Alisan aber auch bei seinem Geschäft nicht. In Gedanken bei irgend einer Heldentat seines Lieblings merkte er manchmal nicht, daß er statt eineinhalb Ellen Borte ihrer drei oder fünf der Kundin gab. Oder verirrte sich, versunk in Nachdenklichkeit, weiß Gott wohin, vergaß sein Geschäft und kehrte abends ohne eine einzige Kopeke heim. Kam er in der Gefindestube irgend eines herrschaftlichen Hauses mit den Köchinnen und Kutsern ins Gespräch, da verfehlte er es nicht, die Unterhaltung auf Cook zu bringen. Stotternd und vor Aufregung blaß erzählte er von den Heldentaten des berühmten Kapitäns. Die Kutsern und Köchinnen hörten erst geduldig die unverständlichen Seefahrausbrüche, die Geschichte von fremden Völkern und von Wundern, die nicht einmal in den ihnen bekannten Märchen vorkamen, aber dann wurde es ihnen zuviel und sie lasteten den unglücklichen Alisan aus. Bald war er von der ganzen Gasse nur noch „Kauk“ genannt und die Kinder brachen in Lachen aus, sobald sie ihn erblickten. Zu den Kindern gesellten sich die Droschkenkutser und auf den armen hausbackenen Kauk wurden auch noch die Hunde losgelassen. Selbst die alten Weiber, die keine

Silbe aus Alifans Erzählungen verstanden, auch diese riefen, sobald sie ihn erblickten:

„Du mein, denk doch einer nur: Kulk! Hat sich doch so etwas in den blöden Kopf gesetzt . . .“

„Hörst du, er ist auf eine Sandbank geraten . . . Hat sich aufs Schiff gesetzt und damit dann auf die Sandbank . . . Ha, ha, ha . . .“ Die Autscher lugelten sich vor Lachen.

„Auf! Auf! Auf!“ gröhnten die Straßensungen. Alifan hob einen Stein vom Boden auf und warf ihn den Jungen nach. Das Lachen und Gröhlen wurde aber noch stärker und der wehrlose Alifan griff dann zur Flucht.

„Ku—uk! Ku—uk!“ brüllte die Gasse. Die erschreckten Hunde stimmten dem allgemeinen Lärm durch ihr Bellen bei.

Alifans Geschäft ging immer schlechter. Die Einwohner, kleine Beamte, und besonders die Einwohnerinnen der Straße empfingen ihn mit einem Lächeln und während sie ihm für einen halben Groschen Nadeln oder dergleichen abkauften, hielten sie es für ihre Pflicht, sich über Alifans wunderliche Liebhaberei zu amüsieren.

„Wie steht es also mit dem Kulk?“ fragten sie. „Erzähle nur etwas davon.“

„Es steht eben so . . .“

„Wie also? Er segelte?“

„Er segelte, jawohl fertig . . .“

Mit solchen unbestimmten Antworten hoffte Alifan manchmal den Spottreien aus dem Wege zu gehen. Aber sein verliebtes Herz hielt gewöhnlich nicht lange stand.

Bald geriet er in Begeisterung. Die Wunder der fremden Länder bekamen Farbe in seiner glühenden Phantasie und die Silber einer unbekannteren Natur wurden gar zu grell und seltsam. Alifan vergaß alles: er segelte selbst mit der „Adventüre“ auf hoher See in phantastischem Nebel und an unerhört herrlichen Inseln vorbei; seine Einbildungskraft entbrannte immer mehr und mehr . . . bis plötzlich ein ungestümes, unaufhaltsames Lachen losbrach und ihn wie mit einem kalten Wasserstrahl übergoss.

„Väterchen, ich komme um! Ich komme um, rette mich!“ brüllte der Beamte.

Alifan verdunstete.

Manchmal kam es auch vor, daß man ihn etwa drei Stunden dabei hielt, amüsierte sich in gleicher Weise über Alifan und über Cool und entließ ihn dann mit den Worten: „Geh, wir brauchen nichts.“

Schlecht ging es ihm. Der blaue, baumwollene Kittel, den ihm der Vormund im ersten Jahr seiner Vormundschaft gegeben hatte, bedeckte noch immer Alifans Schultern, denn er hatte keinen anderen. Und wenn der Burke über sein Mißgeschick nachdachte, so kam er zu der Ueberzeugung, daß an allem einzig und allein Kapitän Cool Schuld sei.

So verunglückte der berühmte Seefahrer, der einst bei den Sandwicheinseln seinen Tod gefunden hatte, zum zweitenmal im Sumpf der Gasse — von den Autschern, alten Weibern, Jungen, ja selbst von den Hundern zu Tode kritisiert. Und zugleich mit Cool ging auch der gutmütige Alifan zugrunde.

Sein trauriges Schicksal wurde von den Einwohnern einerseits zur Kenntnis genommen, indem die Leute sagten: „Seht nur Alifan an, er hat immerfort seine Bücher gelesen und was ist aus ihm geworden . . . Kein wie ein Mondstüchtiger!“

Und dann diente der Fall Alifans auch zur Belehrung für andere und hieß es gewöhnlich:

„Was sieht dich nur an: das Buch, immer das Buch! Laß es doch nur sein! Es kommt nichts gutes dabei heraus für dich. . . Sieh' nur Alifan an, der hat in einemfort gelesen — und wer vor Hunger krepieren wird wie ein Hund, das wird Alifan sein.“

(Deutsch von Rabja Straffer.)

Aus Welt und Leben.

Der Triumph des Strumpfes. „Niemand in der ganzen Geschichte der weiblichen Mode ist dem Strumpf ein solcher Lügner und ein solcher Grad von Aufmerksamkeit zuteil geworden, wie es heute der Fall ist!“ Mit diesen Worten beginnt Gordon Meggy einen Aufsatz in „Pearsons Magazine“, in dem er die exotischen Kostbarkeiten und Wunder der jüngsten Fußtoilette schildert. Der Tango hat den Anstoß gegeben; die geschlitzten Kleider haben das übrige getan, und da nun einmal in der heutigen Mode der Strumpf eine Sichtbarkeit erlangt hat, wie sie ihm selten zuteil geworden, so hat sich das Schmuckbedürfnis der Frau mit Leidenschaft auf diesen bisher ein wenig vernachlässigten Teil der weiblichen Kleidung geworfen und feiert Orgien der Eleganz, die wahrscheinlich noch lange nachklingen werden, wenn Tango und Schlitze schon längst vergessen sind. Früher war ein Strumpf eben ein Strumpf, bald feiner und bald gröber, bald kostbarer und bald billiger, aber doch in seiner Art stets gleich. Heute bietet sich der wählenden Dame eine verwirrende Fülle der verschiedenartigsten Strumpfmuster, Strumpfarben und Strumpferaten dar, und sie kann, wenn sie will, für diese Dinge ein ganzes Vermögen anlegen. Gordon Meggy erzählt, daß ihm in Paris ein Paar Strümpfe gezeigt wurden, an denen in jede Masche des feinen Gewebes ein Brillant eingewä-

war, so daß Hunderte dieser Edelsteine die zarte Fußfülle in ein einziges blendend schimmerndes Gewebe verwandelten. Der Preis betrug natürlich viele tausend Mark. Aber auch wer gerade nicht seinen Brillantschmuck im Strumpfe tragen will, muß doch mehrere Hundertmarktschne wenigstens anlegen, um in der Strumpfmode von heute auf der Höhe zu sein. Die kostbarsten Stidoreien, die erlesensten Spigeneinsätze, die feinsten Gewebe sind hier verschwendet; die moderne Dame liebt es, den delikaten Reiz einer exotischen Ornamentik unter dem Rode hervorlugen zu lassen: flatternde blaue Vögel, buntstrahlende Orchideen, streng geometrische Figuren. Und der Strumpf erhält erst das rechte Relief durch den reichen Fußschmuck, den die Dame trägt. Sie unterbricht die Farbe des Strumpfes, die genau mit der ganzen Toilette zu einer Harmonie abgestimmt ist, durch ein breites Pelzband; sie umschlingt die feinen Knöchel mit juwelenbesetzten oder Uhren tragenden Bändern; sie legt mit Diamanten geschmückte Strumpfbänder an und trägt an ihnen goldene Wörse und Büschchen und Gtus, das ganze klirrende entzückende Bric à brac, in dem die Mondäne von heute ihre Utensilien birgt.

Die erste **Chemieschule für Frauen** ist, wie Grete Meisel-Hef in Ueber Land und Meer mitteilt, von Dr. Paula Blum in Berlin ins Leben gerufen worden. Diese Gründung ist ein Beweis dafür, daß die Frauen sich einen neuen Erwerbszweig erobern, der in vieler Hinsicht für sie besonders geeignet ist. Während sich früher der Chemikerin große Schwierigkeiten entgegenstellten, hat man jetzt begonnen, die Tätigkeit der Frau gerade in diesem Berufe zu schätzen; sie erweist sich zur Arbeit in Laboratorien als besonders geeignet durch ihre größere manuelle Gewandtheit, ihren offenen Sinn für die praktische Seite dieses Berufes, und die Damen selbst fühlen sich wohl in dieser Tätigkeit, in der eine außerordentliche geistige Anregung sich mit einer eigentlich echt weiblichen sauberen Sanftierung verbindet. Die **Chemieschule der Frau** Dr. Blum kommt daher einem ausgesprochenen Bedürfnis entgegen und erschließt den dazu begabten Frauen diesen aussichtsreichen Beruf, da die Nachfrage nach Chemikerinnen von Tag zu Tag steigt. Unentgeltliche Vorträge über Küchenchemie werden den Damen auch auf diesem echt hausfraulichen Gebiet wissenschaftliche Ausbildung bieten.

Gesundheitspflege.

Fußkrankungen bei Schulkindern. Von Fußkrankungen ist der Plattfuß für das Leben von einschneidender Bedeutung. Nach Muskat ist er nur in etwa 4 Prozent angeboren, in 96 Prozent erworben. Von den verschiedenen Formen des Plattfußes ist die häufigste diejenige, die eine Folge der zu großen und falschen Belastung des Fußes ist, wodurch eine Schädigung der Knochen, Bänder und Muskulatur erfolgt. Der Plattfuß ist unter der Schuljugend häufig zu finden, Erwald fand bei seiner Untersuchung von 13 Volksschulklassen mit je 30—40 Knaben von 11—13 Jahren 61 Prozent mit ausgeprägtem Knickfuß und 37 Prozent mit Plattfuß. In Magdeburg wurde festgestellt, daß der Prozentsatz der Plattfüßigen von den unteren nach den oberen Klassen ansteigt; wegen Plattfußes heresuntauglich sind in Deutschland 25 Prozent. Eine sachgemäße Plattfußbekämpfung ist also erforderlich. Sie muß bestehen in genauer Untersuchung der Schulkinder, in Schonung der mit Fußbeschwerden Behafteten beim Gehen und Stehen, in Sorge für zweckmäßige Fußbekleidung und vor allem in Vermeidung falscher Fußstellung und Einführung von Übungen im Turnunterricht, die der Plattfußstellung entgegenwirken.

Für Haus und Hof.

Der Lehrmeister im Garten und Kleintierhof (Verlag Bachmeister u. Thal, Leipzig.) Inhalt der Nr. 21. Schönblühende Dorne, Vom Emil Gienapp. M. Abb. — Topfgewächse zum Anpflanzen. Von Karl Riendorf. — Pflanz Sommerblumen! Von J. Teiler. M. Abb. — Obstbäume aus Kernen gezogen. — Von W. O. Kötter. — Zweistöckiges Gartenhaus. Von Architekt Joh. Kettmann. M. Abb. — Zehn Regeln zur Erzielung von Höchstserträgen aus Aorbweidenkulturen. Von Paul Kaiser, Graubenz. — Meine Laubenbank. Von A. Grieshammer. M. Abb. — Ein Beitrag zur Kultur der Gurken. Von S. Steinmay. — Der Maipilz. Von G. Voigt. M. Abb. — Windchutz für die Saatbeete. Von J. Teiler. M. Abb. — Milben. Von Alex. Meißert. M. Abb. — Die besten Eierleger. Von J. Sommer. M. Abb. — Vertragliche Mängel des Hausgeflügels. (Schluß.) Von Dr. Bonab. — Mein Vogelheim. Von Frau V. Müller-Collmen. — Schlechte Mütter. Von S. Dittes. — Nachzucht von den besten Honigwählern. Von Wilhelm Knapp. — Kleine Mitteilungen — Hauswirtschaft — Reinigungsanstalt — Kleintierarzt — Fragelasten — Feuilleton: Das Geheimnis des Rechtsanwalts. Roman von John A. Lens. (Fortsetzung.) — Ausstellungskalender — Aus der Geschäftswelt — Literatur — Patenliste.